

Der Sprecher des Menschengeschlechts.

Vive le genre humain!
A. Cl.

I.

Gerade da im Zeichen des großen Weltwunders die Stimmen der wider einander streitenden Völker ertönen wie die der Menschen beim Turmbau zu Babel, ist es vielleicht nicht ganz unzeitgemäß, eines Mannes zu gedenken, der schon vor vier Jahrhunderten bis in jede Faser seiner leidenschaftlichen Seele hinein an die glorreiche Verbrüderung des Menschengeschlechts glaubte und diesem Ideal bis zum letzten Atemzug nachhing: es ist der „Sprecher des Menschengeschlechts“, Anacharis Cloots, der obendrein zu den anregendsten und anziehendsten Gestalten der großen Revolution gehört.

Freilich ist die hier und da auftauchende Verwunderung über das Geschick, das einen preussischen Baron in den französischen Nationalkonvent führte, ein müßiges Unterfangen, denn Cloots brauchte ganz und gar nicht die Stimmen des Blutes zu verleugnen, als er sich mit ausgebreiteten Armen in die gewalttätige bürgerliche Bewegung der Weltgeschichte warf. Seine Familie nämlich stammte aus dem Münsterland des frühen Kapitalismus, den Niederlanden, auf allen Meeren hatte sie ihre Schiffe schwimmen lassen und in aller Herren Ländern Reichthümer zusammengegrafft, und der Freiherrentitel des römischen Reichs bestätigte nur ihr Patriziatum, verleierte sie aber nicht ins Junkertum. Dann war laum ein Fleck der preussischen Monarchie so wenig geeignet, seinen Bewohnern preussische Staatsgefühl einzupflanzen, wenn anders es diesen Begriff damals schon gab, als die Heimat des „Sprechers des Menschengeschlechts“. In der Zeit, da, am 24. Mai 1755, Cloots auf Schloß Gnadensthal in der Grafschaft Cleve geboren wurde, wußten die Mächthaber des preussischen Staates verzweifelt wenig mit ihren linksrheinischen Besitzungen anzufangen. Nicht nur geographisch lagen diese Gebiete abzu weit von Ostelbien entfernt. Hier, wo man auf Schritt und Tritt den Einfluß der gewerbetreibenden Niederlande verspürte, hatte der junkerliche Gutsherr nicht das Uebergewicht, hier konnte man die geberberpolitische Trennung von Stadt und Land nicht und für den königlichen Dienst hatten die Notabeln der Grafschaften so wenig Verständnis, daß, als zwei Jahre vor Cloots' Geburt die Landratsämter in Cleve eingeführt wurden, der einheimische Adel sich überall geringfügig von dieser Stellung fern hielt. Auf der anderen Seite behandelte Friedrich II. diese Anlage zu einem linksrheinischen Preußen als Zollausland, während des siebenjährigen Krieges dachte er daran, sie an die Franzosen loszuschlagen, und in seinem politischen Testament von 1788 bemerkte er unvorsicht: „Das sind diejenigen Unterthanen, von denen man am wenigsten Vorteil ziehen kann.“ wohingegen der Geheimrat Sad später in einer Denkschrift rühmte, auch der gemeine Mann habe es hier zu einem höheren Grade von Ausbildung und Wohlstand gebracht als anderwärts in Preußen. Auf jeden Fall erwuchs das Verhältnis zwischen Cleve und Potsdam auf der Grundlage gegenseitiger Abneigung.

Zudem ward der kleine Jean Baptiste — den Namen Anacharis nahm er erst in der Revolutionszeit an, die zu ihrer Ausstattung die ganze klassische Garderobe plünderte — durch die Einquartierungen der Kriegszeit früh schon mit der französischen Sprache vertraut, und da er mit neun Jahren einer geistlichen Erziehungsanstalt in Paris überantwortet wurde, so er sich noch mehr mit der Reizung für französische Wesen voll. Nach sieben Jahren Paris sandte ihn der Vater, der immerhin jgl. preussischer Geheimrat war, auf die Militärschule nach Potsdam, wo der Jüngling die geliebte Sprache Voltaires wiederfand, denn wie auf der Pariser Militärschule Deutsch, so war auf der Potsdamer Kriegsschule Französisch die offizielle Lehr- und Umgangssprache. Weit weniger behagte ihm die Aussicht, die nächsten Jahrzehnte seines Lebens lange Kerle kommandieren zu sollen, und mit lebhaftem Abscheu erfüllten ihn die Martern und Höltern, deren die Disziplin des preussischen Militärsystems bedurfte. Bei den Jesuiten in Paris hatte Cloots an den himmlischen Autoritäten zu zweifeln begonnen, bei den Preußen in Potsdam zerfiel seine Ehrfurcht vor irdischen Autoritäten, und in beider Schule ward er zum beständigen Freigeist. Da er aber selbst fühlte, wie viel ihm zum Philosophen fehlte, warf er sich fieberhaft auf die Wissenschaften, und studierte bunt durcheinander Naturrecht, Geschichte, Volkswirtschaft. Vor allem diente ihm die Religionswissenschaft dazu, mit der Religion fertig zu werden. Da aber der mächtige Sand auf die Dauer seinem Geist zu dürr wurde, stürzte

nach dem Tode des Vaters der Einundzwanzigjährige nach Paris, der „Wiege der Philosophie“, gährenden Erkenntnisdrang im Herzen und 100 000 Livres Rente in der Tasche.

Das Paris, in das er hineinplatzte, war wie geladen mit elektrischer Spannung. Es war das Paris der de la Mettrie, Holbach, Helvetius und Diderot, das Paris, in dessen philosophischen Salons die große Revolution geistig vorbereitet wurde und alles in allem das rechte Paris für den jungen Cloots, in dessen Seele die Rebellentriebe wie Widerhaken festhaken. Zwar erregte es einige Verwunderung, als der junge reiche Cavalier, statt sogenannten Cavaliersneigungen zu fröhnen, sich monatelang in die königliche Bibliothek einschloß und aus unzähligen Schmöckern die Ueberzeugung zog, daß alle Theologentumerei auf sehr schwachen Füßen stehe. Daneben nutzte er die Gelegenheit, den großen amerikanischen Bürger Franklin in Paris zu begrüßen, er stieg die fünf Treppen zu Rousseaus Dachkammer empor, den er mit seiner Losung: Veritas atque libertas! Wahrheit und Freiheit! erfüllte, und drückte, jubelnd in einer jubelnden Menge, Voltaire die Hand, als der ewige Spötter vierundachtzigjährig nach Paris zurückkehrte. Da bald nach Voltaires Tode die Gerüchtenichtverschimmten wollten, der Streiter des: Veritas! infam! habe sich in seinem letzten Stündlein in den Schoß der Kirche zurückgeschlagen, verpötelte Cloots in einer freilich nicht gedruckten Folge lustiger Szenen: Voltaire triomphant ou les prêtres déçus (Der Triumph Voltaires oder die gepeinigten Priester). Pfaffenwahn und Pfaffenstrug. Auch ein größeres Werk, Cortitudo des prêtres du Mahometismus (Eigenschaft der Priester für den Mahomedanismus), in dem er, wie Montesquieu in seinen persischen Briefen in ein orientalisches Gewand schloß und mit allen angeblich göttlichen Offenbarungen Abrechnung hielt, durfte nicht in Frankreich erscheinen, sondern mußte dem Brauch der Zeit gemäß, in Amsterdam gedruckt werden. Aber die Periode war schon vorüber, da der Kampf gegen den irdischen Absolutismus sich unter der Hülle eines Streites um überirdische Dinge verbarg. Der Kampf der bürgerlichen Klasse Frankreichs stieg aus Wolkensäulen auf die Erde hinauf, die Philosophie schlug in Politik um, und für Reders eben erschienenen Redenschafter stand die öffentliche Teilnahme weit lebhafter auf als für Cloots' Buch, obwohl er es rühmtehalber selber den geistlichen Behörden anzeigte. Zwischen durch merkte die Welt dann doch, daß Jean Baptiste Cloots Baron du Val-de-Grace, wie er sich nannte, jung und begitert war: dieser Egalitäts aus der Zeit Voltaires, der maßlos war in ihren Seelenergüssen, berauschte sich heute an bewegenden Ideen und morgen an starken Weinen, lief hier mit zitternd ausgebreiteten Händen der ewigen Wahrheit nach und dort einer sehr vergänglichsten Längerin, aber die meisten und besten seiner Erlebens lagen doch auf dem Feld des Geistes. So rückte er wohl bei üppigem Gastmahl seinen Gästen mit dem Plan auf den Leib, eine Nationalreligion, identisch mit der Naturreligion, zu gründen: so ließ besonders Montaignes Entdeckung und Aufstieg in die Rüste seine Begeisterung weit über die Ufer treten. „Stürmen wir den Himmel!“ rief er aus, aber die Luftschiffahrt war ihm mehr als ein Mittel, die Himmel zu entgöttern: in seinen Träumen sah er einen Kampf von Luftgeschwadern voraus, den letzten der Menschheit, und danach die Erde verändert, in jedem Winkel bekannt, überall urbar und äppig und Wohlstand und Glück bei allen Einzelwesen und bei allen Völkern, die über Grenzen und Schranken hinweg durch die Lüfte miteinander verkehrten. Das aber waren schon keine philosophischen Gedanken mehr, das waren politische Hoffnungen, und in der Tat wandelte sich Cloots vom Philosophen zum Politiker: im Café Procope verteidigte er häufig die Bedeutung der Großstadt Paris gegen einen physisch-ästhetischen Schwärmer fürs flache Land, beklagte das arme Frankreich, das für seine Ansehen Amsterdam, Genf und Genua, für seine Religion Rom, für seinen Handel London und für seine Soldaten den Schweizer Kantonen tributpflichtig sei, begeisterte sich für die Angliederung des linken Rheinufers an Frankreich und trieb es so laut und lärmend, daß ihm die Polizei mit dem Hinweis auf die Wäpfe ein Schloß vor den Mund zu legen suchte. „Ich werde wiederkommen“, entgegnete er, „wenn es keine Wäpfe mehr gibt“, lehrte Frankreich den Süden und bereiste England, Holland, Ungarn, Italien und Portugal.

Am 14. Juli 1789 fällt die Bastille. Kaum hat sein Ohr, sein Herz die Volksthat vernommen, ist Cloots schon in Paris und steht frei, freier Bürger unter freien Bürgern, die dreifarbene Kokarde an den Hut.

Die Entstehung des Russenreichs.

Die breite Ländermasse des osteuropäischen Tieflands, die sich von der Ostsee und dem nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen und Kaspiischen Meere erstreckt, ist in Waldbund und Steppe geteilt. Das ganze nördliche und mittlere Rußland umfaßt die Waldregion, wo halbjähriger Winter mit starlem Frost herrscht. Allmählich geht das Waldbund in die Steppe über, eine baumlose Ebene wie die Prärien Nordamerikas. In der nördlichen Waldregion sah zur Zeit der Völkerwanderung der Stamm der Finnen, westlich und südlich von ihnen wohnten Slawen. Im Weichsel-land sahen die Polen, im Quellgebiet des Njemen und der Dina, des Pripiet und des Dnjepr, der Wolga und der Oka wohnten andere slawische Stämme. Alle diese letzteren bildeten mit den Litaunern, den Germanen und den Kelten eine besondere Gruppe der Indogermanen.

Unerst machte sich auf die noch nicht in die Geschichte getretenen Slawen nordwestlicher Einfluß geltend. Die Bewohner der schwedischen Küste führten nach Wikingart als Räuber und Händler, wie die Normannen nach Südwesten, so über die Ostsee in den in sie mündenden Flüssen hinauf, erst nur raubend und handelnd, dann aber als „Herren“ auch festen Fuß fassend. So gründete sich ein Gefolgschaftsführer Rurik aus dem Schwedenstamm der Waräger im Lande der Ostslawen ein Reich, in dem seine Gefährten nun den „Adel“ bildeten. Seine erste Residenz war eine kleine Stadt am Wolchow, die er besetzte und Holmgardh nannte. (Später Nowgorod.) Der König Rurik, der erste russische Chronist, stellt die Sache so dar, als ob die Slawen den Rurik gebeten hätten, zu ihnen als Herrscher zu kommen. Er sagt: „Im Jahre 882 standen die Slawen, Tschuden, Krimitischen und Meren gegen die Waräger (die also doch schon als Eroberer da waren) auf, jagten sie über das Meer und entrichteten ihnen weiter keinen Tribut. Nun fingen sie an, sich selbst zu regieren und besetzte Plätze anzulegen, aber es war kein Recht unter ihnen, ein Geschlecht stand gegen das andere auf, Jank und Uneinigkeit war unter ihnen, sie fingen sogar an, einander zu bekriegen. Da versammelten sie sich, besprachen sich unter einander und sagten: Laßt uns für uns einen Fürsten suchen, der uns regiert, Ordnung hält und uns gerecht richtet. Sie gingen über das Meer zu den Russen-Warägern, denn diese Waräger hießen Russen (nordwestlich Rös), wie andere Schweden, Normänner, Engländer und Gothen hießen. Diesen Warägern sagten die Tschuden, die Slawen und die Krimitischen: „Unser Land ist groß und reich, aber es ist keine Ordnung in ihm, kommt zu uns, unsere Fürsten zu sein und über uns zu herrschen. Das geschah denn, und das Slawenvolk nahm den Namen „Russen“ an.“ — Auf solche Art sind Reiche freilich nur im Märchen und — in der höchsten Geschichtsschreibung entstanden. Der Erfolg der Russen erklärt sich dadurch, daß sie das Land auch gegen die von Asien aus drängenden Chagaren schützten, die von Swjatoslaw (945—973) endgültig besiegt wurden.

Bald verbreiteten nun auch Missionare das Christentum unter den russischen Stämmen, aber sie kamen nicht wie im Westen von Rom, sondern von Byzanz; die Fürsten erhielten sogar Prinzeßinnen der dort herrschenden kaiserlichen Familie zu Frauen; freilich erst, ebenso wie günstige Handelsverträge, als sie im zehnten Jahrhundert den Dnjepr hinauf mit Flotten bis zu 2000 Booten und 80 000 Infanten, alles Krieger, vor Konstantinopel gerückt waren. Diese Mengen werden erklärlich dadurch, daß ein fortwährender Nachschub aus Schweden stattfand, ähnlich der heutigen Auswanderung nach Amerika. Weil der Patriarch in Konstantinopel wohnte, wurde das die geistige Hauptstadt des Russentums, und als diese Stadt in die Gewalt der Türken geriet, wurde der Großfürst von Moskau der natürliche Vorkämpfer der griechisch-orthodoxen Kirche. Jwan III. heiratete eine Nichte des letzten byzantinischen Kaisers. Als die Moskauer Fürsten den Titel „Zar“ annahmen, wurden sie gewissermaßen Nachfolger der griechischen Zaren, und seit dieser frühen Zeit schon wird in russischen Völkern der Glaube genährt, die Zaren müßten eigentlich in Konstantinopel herrschen und die Sophienkirche werde einst von ihnen den Christen wieder zurückgegeben werden. Man nennt die Stadt deshalb auch Zarograd: Zarenstadt.

Allmählich dehnten die russischen Fürsten ihre Macht in der Waldregion bis zur mittleren Wolga und bis zum Eismeer aus. Dabei wurden die dort wohnenden finnischen Völker allmählich vom Slawentum aufgelesen bis auf die an der mittleren Wolga, die noch dort wohnenden Tschudern und Nordfinnen. So entstanden die Großrussen, die also keine reinen Slawen mehr sind.

Die Erweckung der Maria Carmen.

50] Von Ludwig Brinkmann.

Auch Frau Dickinson schien eine ähnliche Empfindung zu haben; sie sah manchmal erstaunt zu ihm auf, als erkenne sie den würdigen Gatten gar nicht wieder.

Ich selbst war kein Spielverderber. An manchen Punkten dieser Dickinsonschen Reminiscenzen konnte ich mit eigenen Erfahrungen einsehen, und das ganze grandiose Mexiko mit seiner kosmopolitischen Niederlichkeit tauchte vor unseren Augen auf.

Und als wir uns endlich zum Abschied erhoben, sagte Frau Dickinson zu Stuart, indem sie ihm die Hand reichte: „Sehen Sie, Stadt Mexiko ist gar nicht so übel! Ich weiß, Sie werden schon wieder dorthin zurückkehren, als reumütiger Sünder!“

Wir prengten rasch davon, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Als wir auf dem Rande des Gebirges, der den Talkeßel von Tadike einschließt, angelangt waren, wandte ich mich um. In zwei Zimmern des Dickinsonschen Hauses brannte noch Licht. Dort saß in dem einen Raum Richard und schrieb seinen Brief an Herrn Ward senior. In dem anderen Zimmer saß einsam — Jane. Was mochte in ihrem Herzen vorgehen? Wer weiß —?

Aber ich wagte nicht, Stuart in seinen eigenen Gedankengängen zu unterbrechen. Ich hätte es auch nicht gekonnt. Er hatte einen scharfen Trapp angeschlagen, daß ich ihm in der gefährlichen Dunkelheit nur mit Mühe zu folgen vermochte.

So dauerte es nicht lange, bis wir in den Patio unseres Hauses hineinsprengten, wo José unserer harnte, um uns die Pferde abzunehmen.

Dort lag nun vom silbernen Richte des Mondes übergoßen der gewaltige Stadelhaufen der Erze. Und zum ersten Male sah ich mit Liebe, wirklcher, andächtiger Liebe auf unseren Reichtum und auf den mächtigen Berg, der unseren Reichtum enthielt. Ich legte meinen Arm auf Stuarts Schulter und sagte:

„Ich glaube, wir sind nun gemachte, große Leute! Und für meinen Teil habe ich Dir alles zu danken, John! Sieh, wir werden bald reich verdienen, und zwanzig Prozent des Ertrages gehören uns! Ich glaube, wir können wirklich bald nach Stadt Mexiko ziehen, vierspännig auf dem Parado zu fahren —“

„Ich wünsche Dir alles Gute, mein Freund! Ich selbst werde es nicht mehr erleben. Gist, dides, schwarzes Gist würgt sich durch meine Adern — es endet nimmer gut!“ Und er ließ mich stehen und zog sich in sein Zimmer zurück.

Einen halben Monat lang bin ich in der heißen Wüste gewesen. Wie doch die Zeit vergeht — wie in einem Wirbel! Nun aber hat mich das Hochgebirge wieder und soll mich, so Gott will, für ein paar frische, farbenprangende Herbstwochen behalten! Wir beide gehören doch zusammen, wie von Anbeginn füreinander bestimmt.

Die Arbeiten sind munter fortgeschritten, wenn auch vielleicht nicht ganz in demselben raschen Maße, wie meine Ungebuld es sich wohl vorgestellt. Doch war der harte Eingriff in die Natur, die lange gerade Rinne, die von dem höchsten Teile des Tales bis zu dem kleinen Plateau, da das Wasserwerk errichtet werden soll, hinführt, deutlich zu erkennen; es konnte mich fast schwermütig machen, diese Schmarre in das hehre Antlitz der Schöpfung hineingerissen zu sehen. Aber man ringt nicht der Natur Siege ab, ohne sie — und ich zu verwunden.

Der zweite Teil der Arbeiten kann nun beginnen, nämlich die doppelte Rohrleitung in dieser Rinne zu verlegen. Es ist allerdings eine gewaltige Mühsal, die mächtigen Eisenmassen hier hinaufzuschaffen, aber an sich leicht zu begreifen; wenn einmal die Instruktionen gegeben sind, fällt es nicht mehr schwer, das Werk zu überwachen; ein täglicher Revisionsgang genügt, zumal meine Leute das Transportieren von Lasten mittlerweile gelernt haben.

Das ist es, was mir in meinem Vergleichen am besten gefällt: es gewährt mir Ruhe, einmal meinen eigenen Gedanken nachzugehen. Es arbeitet vieles in mir, das mit dem Imparcial in gar keinem oder höchstens in ganz losem Zusammenhang steht und doch auch zu seinem Rechte kommen will. Mir sind ja nicht Herr unserer Gedanken und Empfindungen, sondern höchstens deren wandelnde Gefäße, darin die Allmutter Natur ihre Ideen ausdenkt. Da nicht auch alles Sträuben nichts, alles eigensinnige sich Konzentrieren auf einen bestimmten Punkt; einmal müssen wir doch den Dingen folgen, die das höhere Prinzip von uns verlangt, oder wir gehen zugrunde!

Aber welches Glück, so sich selbst leben zu können! Hier in der kühlen Luft des Gebirges ist man frei, so ganz frei von allem Drange des wüsten, heißen Tales. Freiheit und lichte Klarheit ziehen in die Seele ein, nach dem sie so lange in

Banden gelegen, im Dunkeln einhergetappt, ihren finsternen Weg sich mühsam zurechtgetastet hat. Welches Glück, Zwiegespräche mit dem ewigen Himmel und den uralten Bergen und den immer jungen Sturmwinden zu halten! Losgesprengt von dem Getriebe der wirren Einzelheiten der Welt, überblickt man hier erst das Ganze, hat man den freien Ausblick des kühnen Bergsteigers, der von der Felsenklippe aus die Unendlichkeit der Welt staunend in ihrer Totalität bis zu ihren transzendenten Grenzen überblickt, da am fernen Horizontether und Erde zu einem geheimnisvollen, mythischen Reiche zusammenschmelzen.

Wasser scheint den Inhalt meines Lebens auszumachen. Unser ganzer Bergbau ist ein unendlicher Kampf mit den düsteren Fluten des Erdinnern; ohne sie wäre Silbergraben ein Kinderspiel. Das große Werk der Asociación ist wohl ein freudlicheres Geschäft, aber es dreht sich auch um das Wasser; soll ich doch den Bach unseres Waldtales, dieses lieblichen, übermütigen Sohn des Hochgebirges, hinterlistig einfangen und in unendlich seinen elektrischen Strömen über das ganze Land hinleiten, vornehmlich um seinen tüchtigen Verwandten, die zerstörende Flut in den Bergen, zu bekämpfen — Pumpen arbeiten zu lassen. Und nun spielt es mir in dritter Form einen Streich: es regnet seit Tagen in Strömen vom Himmel, ungeründlich, als wollte es nimmermehr aufhören. O diese Rässe!

So bin ich denn gezwungen im Hause zu bleiben. Ich habe eine Arbeit vorgenommen, die mich schon seit geraumer Zeit beschäftigt hat, die Frage des sozialen Elementes, das allem technischen Schaffen innewohnt. Die Technik ist nicht in freier Entwicklung entstanden, sondern im Ringen mit den Klassen der Unterworfenen, die schwierig wurden und durch Maschinen ersetzt werden sollten, aber sich nicht ersetzen lassen wollten; und dieser jahrhundertelange soziale Kampf hat aller Technik den Stempel aufgedrückt; sie trägt die häßliche Spur des Kompromisses auf ihrer Erscheinung. Eine schwere Unternehmung, die viel Feinheit des Simulierens, viel angeknagtes Nachdenken erfordert und nur sehr, sehr langsam aus der Feder fließt. Doch ich sehe ein schönes Ziel vor mir, eine Voraussicht über den Lauf ihrer Weiterentwicklung und eine köstliche Frucht: gänzliche Emanzipation der Menschheit von der schweren körperlichen Arbeit, von der dadurch bedingten Dummheit des größten Teiles aller Arbeitenden, von der Unwürdigkeit, Menschenunwürdigkeit ihres Zustandes . . .

(Fortf. folgt.)

Die Stavenkämme, die zunächst am Oberlauf des Dnjepr, an den beiden Ufern und am Pripet saßen, wurden durch die Polen nach Südosten gedrängt. Da aber von dort her türkische Völker sich bedrängten, so blieben sie nördlich der Steppe sitzen. Sie wurden die Stammväter der heutigen Kleinrussen oder Ruthenen — der wirklich echten Russen. Aus den Stämmen, die auf ihren ursprünglichen Sitzen blieben, entstanden die Weißrussen, die wiederum von den Polen stark beeinflusst sind.

Im Anfange der russischen Geschichte sehen wir keinen einheitlichen russischen Staat, sondern eine ganze Reihe von Staatswesen, die an Umfang gering waren, deren Grenzen häufig wechselten, auch ziemlich Sprachverschiedenheiten zeigten — so ähnlich, wie die Verhältnisse heute noch auf dem Balkan zu beobachten sind. Der eine Staat wurde auf Kosten des andern vermehrt, zerfiel aber dann oft wieder infolge Erbteilung oder Aufständen in mehrere kleine Fürstentümer. Jedes dieser Staatswesen hatte als politisches Zentrum eine Stadt, nach der es sich nannte. Im Norden waren Nowgorod am Aralsee, im Süden die Stadt Kirow zunächst bekannt. Die Verödigung dieser ältesten Fürstentümer zerfiel in Freie und Sklaven. Unter den Freien gab es Bojaren oder „bessere Leute“ und die gewöhnlichen „schwarzen Leute“. Die Sklaven bestanden hauptsächlich aus Kriegsgefangenen und deren Nachkommen. Die Staatsgewalt setzte sich aus dem Fürsten, der Fürsten-Duma und der Wjetische zusammen. Letztere war die Volksversammlung aller freien Männer des Landes; sie beriet, wie die alten Deutschen vor der Zeit des fränkischen Königtums, über Krieg und Frieden, wählte die Fürsten und sprach Recht. Die Fürsten-Duma war ein beständiger Beirat des Fürsten, der von den Bojaren, teils Guts-, teils Beamtenadel, gewählt wurde.

So blieb es bis zum 13. Jahrhundert, wo die Tataren aus dem Osten einbrachen und auch die Waldregion Rußlands unterwarfen. Unter dem Druck dieser Oberherrschaft gelang es den russischen Fürsten, die freie Bauernschaft in ihren Rechten zu beschränken und zum Teil an den Boden zu fesseln. Unter den slavischen Tributstaaten der Tataren kam Moskau am meisten in die Höhe — seine Fürsten brachen endlich auch die Macht der Oberherren am Ende des 15. Jahrhunderts. Die Moskauer Großfürsten nahmen nun den Titel eines „Selbstherrschers“ an und es folgte eine Zeit großartigen Wachstums der russischen Macht. Die kleinen Fürstentümer und Republiken — denn auch solche gab es dort — wurden annektiert und schließlich die beiden Tatarenreiche Kasan und Astrachan erobert. Das weitere Wachstum des Reichs gehört dann schon der neueren Geschichte an. B. S.

Die Wunder des Görzer Karstlandes.

Die wilden Berglände an der österreichisch-italienischen Grenze spielen sich in einer geologisch und landschaftlich gleich merkwürdigen Partie des Antlitzes der Erde ab, die man in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen als Karstformation zusammenzufassen pflegt. Hier ist das Wunderland der Tropfsteingrotten und unerforschten Höhlen voller Zahl; hier grünen in Erdtrichtern laubreiche, blütenbunte Gärten, während oben die eifige Vora laum den spärlichsten Pflanzenspross aufkommen läßt; hier ist das Reich der unterirdischen Flüsse und Risse, die plötzlich über steile Felsbänke in der Unterwelt verschwinden und nach geheimnisvollem Laufe in überirdischen Felsen wieder auftauchen; hier leben Seen ein sonderbares Dasein, deren Wasser nach unbekannten Quellen kommen und gehen, und hier stehen schließlich in einem Lande von nur zehn geographischen Meilen Längenausdehnung die Vegetation des Südens und nördlicher Tannenbehang und Gärten hart aufeinander. So drängt sich hier eine Fülle merkwürdiger Lebenserscheinungen auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammen.

Bei der alten Raubfeste Zug befindet sich ein Höhlenlabyrinth — der Berg, in und auf dem sie steht, wird nach Dr. Heinrich Wos in neun Ebenen von Höhlensystemen durchschnitten —, in dem sich ein paar Dörfer namens Plova und Grappa unterirdisch verstecken, und kein Mensch kann sagen, wo sie eigentlich wieder ans Tageslicht kommen, ob sie ihre Wasser schließlich zur Adria oder zum Donauflusse zuführen. An die Hauptgrotte knüpft sich eine Erinnerung aus der wilden mittelalterlichen Zeit. Nichts von ihr nämlich befindet sich das wie der Schlupfwinkel eines prähistorischen Raubtieres anmutende Höhlengemach, in dem der letzte Verteidiger des Raubnestes, Erasmus von Luiger, seinen Untergang fand. Ein Verräter hatte den Belagerern mitgeteilt, daß sich der Ritter nachts hinterweil dort, wo wohl seine Vorratskammer war, zu schaffen machte und man könne bei aufmerksamer Beobachtung den Schein seines Lichtes (das natürlich ein Kienpan war) erkennen. Mit großer Sorgfalt wurden bei nächster Gelegenheit ein paar Dutzend Wallbüchsen und Feldjagden zugleich auf den einen Punkt eingestellt und losgebrannt: das weiche Raifgelein war in Trümmer geschossen und begrub den Verhafteten unter sich.

Das war 1488, und damals trug der Karst überall noch mächtige Urwälder. Sie sind dann dem Unverstand der Dörfler längst abgeholt, und die Vora, der eifige, in den Gipfelschluchten der Karstberge geborene Nordostföhn, beherrscht seitdem die fahlen Höhen und läßt nur an wenigen geschützten Stellen neue Aufforstungen, für die die österreichische Regierung viel aufwendet, hochkommen. Naturmerkwürdigkeiten sind das Waldchen immergrüner Steineichen bei Duino und der Pinienhain von Centenara, dessen Jahrbücherte alter Bestand den letzten Rest der Pinienurwälder aus der Römerzeit darstellt. Aber das Verwunderlichste bleibt die geheimnisvolle Unterwelt der tief im Schoße der Erde dahinschweifenden Flüsse und Risse. Nur wenige Menschen kennen sie näher, und das sind nicht Vergleicher, Speleologen (das Wort hat sich mit der neuen Wissenschaft der „Speleologie“ oder Höhlenkunde, für die auf dem Pöcklingberge bei Vintz seit 1912 schon ein eigenes Museum besteht, eingebürgert; es geht auf das altgriechische Wort für Höhle zurück) oder sonst Gelehrte, sondern arme Grottenjäger, die dem durch Anpassung an die ewige Nacht in den Tiefen blind gewordenen Oim (Proteus anguinus) nachstellen, der neben augenlosen Molusken und Käfern von wissenschaftlichen Instituten usw. stets gut bezahlt wird. Es ist ein Leben von Abenteuer und Tragödien, die noch nicht geschrieben sind. Mancher solcher Oimfänger ist halb verblödet in irgend einem Höhlengänge von nachschlafenden Freunden gefunden worden, mangelnd, dem der Proteusfänger ein Goldleuchten für sein Mädchen einbringen sollte, ist für immer verschollen, mancher sah meilenweit von der Stelle, da er in die Unterwelt stieg, das Tageslicht wieder. Diese Leute mühen jetzt im Kriege unsichtbare Dienste leisten, da sie die geheimsten Winkel und Wege über und unter der Erde kennen.

Mitten in den fahlen Wäldern des Karst finden sich, wie erwähnt, fruchtbare Oasen, die in dieser Umgebung wie Gaudengärten der Armida anmuten. Es sind die sog. Dolinen, in ihrer geologischen Entstehung noch nicht erklärte Erdtrichter, von oft beträchtlicher Größe, in denen sich die Feuchtigkeit sammelt, während oben Sonne und Vora alles vernichten. So bedecken üppige blumige Diefen ihren Grund, auf dem sich an manchen Stellen selbst stattlicher Baumwuchs breit macht, und jedes Fleckchen ist zu primitiven Gartenkulturen ausgenutzt. Andere solche Trichter, ebenfalls Dolinen genannt, in den höheren Regionen des Karst, bilden wieder immer sich erneuernde natürliche Gießfelder, deren Ausbreitung den bitterarmen Kelpfern einen kleinen Verdienst bringt. Die Wunder des Zirknitzer Sees, der freilich nicht mehr zu Görz gehört, sind oft beschrieben worden, und so gibt es noch manchen anderen Weiher, dessen Wasser zeitweise durch trichterförmige „Sauglöcher“ in die Unterwelt verschwinden — auf Monate, währenddessen der fruchtbare Seeboden angehaucht wird — um gewöhnlich im Winter und Frühjahr für einige Zeit zurückzuströmen. Um diese Welt der Bergwunder nun tobt der furchtbare Gebirgskampf, in dem sich die Italiener an der uneinnehmbaren Höhlendefensive der Dörflein verblenden — nicht zum mindesten deshalb, weil diese Karstwelt ihnen fremd ist und am Schritt und Tritt ungeliebte, vom Gegner Lug benutzte Schrecknisse birgt.

Die Bedeutung von Ersatzstoffen für die Ernährung.

Es ist eine jedem Kinderarzt geläufige Beobachtung, daß künstlich ernährte Säuglinge gelegentlich längere Zeit hindurch durchaus nicht gedeihen wollen, obwohl die Verdauung bei ihnen nicht gestört erscheint. Eine geringfügige Veränderung in der Zusammensetzung der Nahrung bringt oft ganz erstaunlich schnelle Abhilfe, so wenn man ein kleines Quantum Joder durch Mehl ersetzt oder statt eines Kohlenhydrats Malzextrakt in die Nahrung einfügt. Wie in diesen Fällen, so sagt Prof. Dr. S. Kron in der Monatschrift für Kinderheilkunde, so läßt überhaupt die Veredlung des Nährstoffs einer Nahrung nach ihrem Gehalt an Eiweiß, Fett, Kohlenhydraten und Mineralstoffen oft im Stich. Es ist tatsächlich eine der auffallendsten Erscheinungen, daß auch das ideale Nahrungsmittel, die Muttermilch, gegen Ende des ersten Lebensjahres verdirbt. Das Kind bedarf jetzt einer Beifut, die sich häufig nur durch ihren geringen Gehalt an „Nährstoffen“ auszeichnet. Sollte es wirklich der von den meisten Forschern ins Feld geführte Mangel an Eisen und Eisen in der Milch sein, der uns zwingt, dem älteren Kinde grüne Gemüse, frisches Obst, Brotkrumen und ähnliches der Milch zuzusetzen, oder spielen hierbei auch andere Stoffe eine Rolle?

Die Frage wurde ganz besonders durch die Forschungen auf dem Gebiet der Vitamine ins Rollen gebracht. Bekanntlich ist es gelungen, der Vitaminmangel dadurch zu vermeiden, daß man einen Auszug aus Mehlkleie als Heilmittel benutzte. Man hatte nämlich festgestellt, daß diese Krankheit überall dort auftritt, wo man Mehl genos, der poliert war, bei dem also das sog. Silberhäutchen mit der Kleie entfernt worden war. Nehmliche Beobachtungen konnte man auch bei anderen Erkrankungen wie z. B. beim Skorbut machen, den man auf den Mangel an frischem Fleisch oder frischen Gemüsen zurückführte. Es soll sich bei den Vitaminen um bisher noch unerforschte Körper handeln, die nur eben in frischem Fleisch oder in frischen Gemüsen, nicht aber in den Konserven enthalten sind. Ihr Vorhandensein, wenn auch in kleinsten Mengen, ist aber unerlässlich. Diejenigen organischen Verbindungen, welche sich neben Wasser, Eiweiß, Fett, Zucker und Kohlenstoff noch in unseren Nahrungsmitteln finden, sagt man in der Nahrungsmittelindustrie unter dem Namen Extraktstoffe zusammen.

Prof. Kron hat sich nun bemüht, an der Hand des Tierexperimentes die Frage zu studieren, welchen Einfluß diese Extraktstoffe auf die Ernährung haben. Junge wachsende Ratten, die mit einem Nährstoffgemisch aus Kasein, Butter, Weizenstärke, Salzen und Weizenkleie gefüttert wurden, gediehen sehr gut und nahmen normal im Gewicht zu. Ersetzte man in diesem Nährstoffgemisch die Kleie durch reine Zellulose und fütterte die Tiere jetzt mit einem in übrigen der ersten Nahrung völlig gleich zusammengesetzten Gemisch aus Kasein, Butter, Weizenstärke, Salzen und Zellulose, so gediehen die Tiere viel schlechter, nahmen wenig an Gewicht zu und gingen sogar nach einer gewissen Zeit zugrunde. Sobald man aber diesen schlecht gediehenden Tieren, ohne ihre sonstige Nahrung irgendwie zu ändern, getrennt von dem übrigen Futter noch eine kleine Menge in bestimmter Weise aus Weizenkleie gewonnener und gereinigter Extraktstoffe in konzentrierter Form verabreichte, nahmen sie prompt im Gewicht zu und gediehen jetzt prächtig. — Solange die Extraktstoffe weiter gereicht wurden, ließ man aber diese Beifut aus Extraktstoffen fort, so trat allmählich wieder Gewichtsstillstand ein und die Tiere gediehen offensichtlich schlechter als die Kontrolltiere, welche die Extraktstoffe noch weiter erhielten. Die Aufnahme einer gewissen Menge Extraktstoffe erwies sich also von der größten Bedeutung für das Gedeihen der Tiere, die Gewichtszunahme und das Wachstum wurde bei einer im übrigen unveränderten Ernährung, bei praktisch gleichbleibender Eiweiß-, Fett-, Lipoid-Energie- und Salzzufuhr in der Nahrung in ganz deutlich erkennbarem Maße gefördert, durch eine getrennt von der Nahrung verabreichte kleine Menge Extraktstoffe.

Die Bedeutung der Extraktstoffe für die Ernährung kann somit als durch das Experiment als erwiesen angesehen werden. Und so manche von unseren Müttern bei der Pflege der Kinder rein intuitiv benutzten Mittel können in ihrer Wirkung somit nach diesen Ergebnissen auch theoretisch gerechtfertigt werden. Ebenso unverkennbar ist der nahe Zusammenhang der Ergebnisse der Arbeiten von Professor Kron mit der Vitaminforschung. Mag auch das Wort Vitamine vorläufig noch nicht viel mehr als ein hypothetischer Begriff sein, es steht dennoch zu erwarten, daß sich mit dem Fortschreiten der Wissenschaft aus dem hypothetischen Begriff etwas Greifbares entwickeln kann und wird.

Kleines Feuilleton.

Von Gottfried Keller.

Seltene Gegenstände wies das ähnelnde Leben Gottfried Kellers, der am 15. Juli vor 25 Jahren dahinschied, auf. Der Dichter mit der ewig regen Phantasie führte das höchst profane Amt eines Zürcher Stadtschreibers, und das mit äußerster Gewissenhaftigkeit. Er wohnte in dem langweiligen Mietsbause einer langweiligen, toten Straße, und wer ihn nicht kannte, hätte in ihm nicht den Poeten vermutet. Besuchern, die sich zu ihm oft recht barockig gebenden Herrn Stadtschreiber hinaufsuchten, öffnete sehr oft „ein kleiner, ziemlich breit gebauter, alter Mann mit grauem Bart, in grauem Schlafrock und schlürfenden Pantoffeln die Tür, und das war der Hausherr selbst. Im selben Hause aber, wo der Zürcher Würdenträger sein Heim aufgeschlagen hatte, tagte im Erdgeschosse der Mohrenklub, die Vereinigung der aus Deutschland geflohenen Sozialisten, die, wie Weber erzählt, oft rechten Spektakel machten. Als Keller einst den Besuch von Heise hatte, fragte der Gast, wer da unten solchen Rärm mache. Keller antwortete im „Zürcher“ Dialekt, es seien die „Sozialdemokraten“. Und sofort desamierte Heise mit komischen Pathos: „Dort unter der Schwelle brodeln die Hölle.“

Der Poet führte ein Spießbürgerleben, die Schwester besorgte ihm, solange ihre Gesundheit es erlaubte, die Wirtschaft. Abends sah er sich nach einem guten und reichlichen Trunk um, und es kam wohl vor, daß er nicht recht heim fand. Da wird denn die brockige Geschichte erzählt, daß er einst in solcher Verfassung auf der Straße herumirrend einen Vorübergehenden gefragt habe: „Können Sie mir nicht sagen, wo der Stadtschreiber Keller wohnt?“ „Aber, das sind Sie ja selbst, Herr Doktor“, war die verwunderte Antwort. „Hab' ich Sie gefragt, wer ich bin? Wo ich wohne, hab' ich Sie gefragt“, gab Keller unwirsch zurück.

Durch besondere Zärtlichkeit verwöhnte er die Schwester nicht, auch nicht, als sie leidend war. Ein Zurschauftrag seiner Gefühle war ihm unmöglich. Als Heise Kranke ihn während eines schweren Anfalls der treuen Regula besuchte, antwortete er auf ihre teilnehmende Frage trocken: „Sie ist alt; es wird wohl der Anfang vom Ende sein.“ Werkwürdig erscheint der visionäre Zug in seinem Innenleben. Er träumte die wunderbarsten Dinge und führte ein eigenes „Traumbuch“, um sich von den Gesichten, die ihn nachts überwältigten, zu befreien. Aus diesen Traumbildern sind viele seiner Werke entstanden. Ueberhaupt konnte ein ganz zufälliger Anlaß die fruchtbarsten Gedankenverbindungen in ihm hervorgerufen. Durch das Weisaufschreiben einer Leichenverbrennungsanstalt soll er zu dem Gedichtzyklus „Lebendig begraben“ gekommen sein. Bei der Arbeit und Leiden rauchte er unaufhörlich, und wenn die Schwester ihn ärgerlich ermahnte, die Pfeifker zu öffnen, so murmelte er zurück: „Wir machen schon auf, wenn wir erlösen.“ Aber mochte er auch gelebt haben wie ein Philister, er starb wie ein Dichter. Den Scheidenden umgasteten lichte Träume. Einen der letzten hat er rückwärts erzählt. Ein Jüngling, hoch und schlank, in schimmerndem Goldpanzer, tate während der Nacht regungslos zwischen den Fenstern gestanden, habe ihn unterwandert unter dem hochgeschlagenen Bistier her angeschaut und mit leisem Finger den Lippen angedrückt.

Lemberger Buchhändlerliste.

Der Leiter der österreichisch-ungarischen Buchhändler-Korrespondenz Herr Karl Junfer, berichtet nach einem Besuche in Lemberg auf Grund der Erzählungen seiner dortigen Berufsgelegenheiten von den Notizen und Jährlichkeiten, die der Lemberger Buchhandel während der Russenzeit durchgemacht hatte. Natürlich war die Lage des Buchhandels in Lemberg während der russischen Besatzungszeit recht schwierig und traurig. Das geistige Leben, mit dem der Buchhandel so innig verknüpft ist, wurde zum völligen Stillstand gebracht. Das Publikum, das in drückender finanzieller Lage sich befand, entwickelte nur sehr schwache Kaufkraft; bezogen doch die Staatsbeamten zum Beispiel seit dem September überhaupt keinen Gehalt. Russisches Publikum aber kam als Wiederläufer nur soweit in Betracht, als die Militärärzte hier und da etwas kauften. Dabei konnte man leicht erkennen, daß sie für deutsche medizinische Werke sehr viel Interesse und Vertrauen zeigten. Nur waren ihnen die Preise in der Regel zu hoch; sie meinten immer, daß bei ihnen zu Hause derlei russische Bücher viel billiger seien. Wenn man ihnen nun erklärte, daß medizinische Bücher in Rußland gemeist Ueberseerungen aus dem Deutschen seien, für die kein Verfassergehonorar bezahlt würde und daß wir solche Bücher als unberechtigte Nachdrucke anführen, so schien ihnen dies nicht immer verständlich zu sein. Allenfalls wäre dem Buchhandel nur noch der Absatz von Schulbüchern übrig geblieben, allein der Versuch einiger privater und städtischer Schulen, den Schulbetrieb aufzunehmen, um die Kinder nicht dem Müßiggange auszuliefern, stieß bei den Russen auf Widerstand, und so funktionierten denn nur einige wenige Privatschulen. Diesen aber war es strengstens zur Verbindung gemacht, keine in Oesterreich erschienenen Lehrbücher zu verwenden; auch war es verboten, deutsch und ruthenisch zu unterrichten. Dagegen mußte die russische Sprache Lehrgegenstand sein, und den armen Buchhändlern blieben unter diesen Umständen nur einige polnische, in Warschau unter russischer Zensur herausgegebene und einige russische Sprachbücher zum Handel übrig. Die nun, nach der Wiedereinnahme Lembergs durch die Verbündeten, ihnen als wertlos auf dem Halse blieben.

Papier als landwirtschaftliches Nebenprodukt.

Der ungeheure Papierverbrauch zwingt bereits dazu, einen Ersatz für den bisher in steigendem Maße verwendeten Holzstoff, die Zellulose, zu suchen. Besonders Amerika strebt eine Lösung dieses Problems an und hat bereits in den Regierungslaboratorien zu Wausau im Staate Wisconsin allerhand andere Rohmaterialien zu praktischen Versuchen herangezogen. Dabei ergab sich, daß namentlich gewisse Abfälle der Landwirtschaft eine ungeahnt ausgiebige Verwendung für die Papierherstellung finden können. Zwei bedeutende Vorteile entpringen daraus. Erstens wachsen die aus Ernteeinfällen sich ergebenden Stoffe alle Jahre wieder, während der Wald den man zur Zellulosegewinnung schlägt, ein ganzes Menschenalter braucht, und zweitens wird der Landwirtschaft der Futterwert, den sie bisher aus solchen Abfällen zog, nicht einmal genommen, da man sie ausgeben kann, bevor die Abfälle in die Papierfabrik wandern. Für diese sind jene Stoffe nämlich geradezu entbehrlich, wie sie der Landwirtschaft unentbehrlich sind. Besonders die Stengel von Korn, Reis und Baumwolle, sowie verschiedener Grasarten und Niedergewächse kommen für genannte Zwecke in Betracht, wie man ja auch bei uns in Deutschland schon lange Stroh zur Papierbereitung verwendet. (Die Ernte des zur Papierfabrikation besonders geeigneten Kornstrohs — Baumwollstroh liefert nur ein minderes Papier — schätzt man in Amerika auf rund 150 Millionen Tonnen. Das sogenannte Reisstroh, das in China und Japan schon von alters her zur Papierfabrikation Verwendung fand, ergibt einen jährlichen Ertrag von etwa zwei Millionen Tonnen. Baumwolle, der „König der Ernte“ in den amerikanischen Südstaaten, einen solchen von etwa zehn Millionen und Floch liefert rund drei Millionen Tonnen Stroh.) Mit all diesen Stoffen wird aber heute, sofern sie nicht direkt Futterzwecken dienen, eine ganz unüberhörliche Verschwendung getrieben. Kernt man dagegen sie von einem höheren ökonomischen Standpunkt aus betrachtet, so wird man überrascht sein, welch prächtiges Material in ihnen der Papierfabrikation nutzbar gemacht werden kann. Das Ackerbauministerium der Vereinigten Staaten ließ bereits eine Denkschrift drucken, von der jedes Blatt aus einem anderen der vor genannten Rohmaterialien hergestellt ist.

Notizen.

— Ein französisches Kriegerdenkmal wurde den toten Kriegern im Kriegsgefangenenlager zu Grafenwörz (Oberpfalz) errichtet. Der Schöpfer desselben ist Fredy Stoll, ein Mitglied des Verbandes der französischen Künstler, dessen Werke schon seit Jahren auf den Ausstellungen des genannten Verbandes Beachtung fanden. — „Drückerberger“. Zu der von uns gebrachten Erklärung des Wortes ist nachzutragen, was der Sprachforscher Prof. O. Behaghel zum gleichen Thema in der „Frankf. Ztg.“ schreibt. Die Entstehung des Wortes Drückerberger hängt nach ihm mit der weitverbreiteten Erscheinung zusammen, daß das Volk die Reizung hat, wie den Eigennamen überhaupt, so auch den Ortsnamen einen bestimmten Sinn beizulegen. Wer müde ist, der geht nach Bettingen; wer ungemüht, der ist nicht von Gubenach; Bettingen und Gubenach sind Dörfer bei Völs. Umgekehrt werden dann Personen und Dingen mit bestimmten Eigenschaften Orte mit freigelegten Namen als Ursprungsorte beigelegt; das Wasser wird zum Pumpenbeimer, der Apfelwein zum Hohenstheimer, der Mann, der sich brüht, der einen Freiplatz hat, der schlau ist, zum Drückerberger, Freiburger, Schlanberger.

— Ein nordischer Museumsverein. Wie aus Stockholm berichtet wird, ist die Gründung eines skandinavischen Museumsvereins im Gange. Der Verein umfaßt Museumsleiter, Museumsbeamte sowie auch den weiteren Kreis der Sammler und beschäftigt sich mit Fragen der Museumsstechnik, der Aufbewahrung von Kunstwerken, Fälschungsangelegenheiten und dergl. mehr. Die Gründung ist erfolgt nach dem Vorbilde des Internationalen Museumsvereins, der in erster Linie zum Schutze gegen Kunstfälschungen begründet worden war. Der Leiter dieses Vereins war der verstorbene Professor Justus Brindmann in Hamburg, an dem die nordischen Museumsleiter durchweg mit großer Verehrung und Dankbarkeit hingen. Nun ist jedoch die Zukunft dieses internationalen Museumsvereins in Frage gestellt, da es zweifelhaft bleibt, ob die französischen und englischen Fachkreise nach Wiedereherstellung des Friedens sich an einem Vereine werden beteiligen wollen, der deutschen Ursprungs ist. Unter diesen Umständen haben es die Leiter der skandinavischen Museen für angezeigt gehalten, zur Wahrung ihrer Interessen eine eigene Organisation zu begründen.

— Der gestrene Zensor von Kiew. Bei der Unterredung des neuen russischen Ministers des Innern mit Vertretern der russischen Presse fragte nach dem „Nesich“ einer der Anwesenden den Minister anglich, ob auch die Presse die ministeriellen Verfügungen, namentlich die über den bevorstehenden Zusammentritt der Reichsduma, werde abdrucken dürfen. Der Minister bemerkte zu der Frage lächelnd, daß die ihm unterstellte Zensur doch wohl seine Worte vor ihrem gestrigen Auge passieren lassen würde.

Und doch sollte es anders kommen. Dem kleiner Zensor sagte der Inhalt der Rede des Ministers nicht, und er veranlaßte, daß die dortige Presse auch nicht ein Wort über die bevorstehende Berufung der Reichsduma drucken dürfe. — Wanderinge Lieder. In diesem Kriege erlebt man Beispiele dafür, wie Volkslieder entstehen. Jemand und wann wird ein Lied zuerst gesungen, dann wandert es weiter, verändert sich und schließlich weiß niemand mehr, woher es kommt. Manchmal kann man es aber doch feststellen. Erschien da kürzlich in der Unterhaltungsbeilage des „Volks-Anzeiger“ vom 19. Juni ein Gedicht „Feldbesen“ vom Grenadier H. Grubdorff, das mit ganz geringen Veränderungen und unter Benützung von zwei Schlachtstrophen wörtlich aus Karl Bögers Sammlung „Aus meiner Kriegszeit“ abgeschrieben ist. Über sich Brägers konnte, sehr vollständige Wieder schon so verbreitet, daß man ihren Verfasser nicht mehr kennt.